

Bezugs-Preis
Für die Zeitungen 2 50 A
Für die Post bezogen 3 A für das
Semester. Die Zeitung ohne
eigentliches Anzeigenblatt
gratis.
Für die Unterhaltungs-Blätter,
Friedrichs Courrier,
Verantwortl. Redakteur,
Landwirthsch. Mittheilungen,
Kreuzblätter.

Halle'sche Zeitung.

Anzeige-gebühren
Für die häufigste Zeitungs-
zeilen 10 Cts für die erste
Zeile, 5 Cts für die zweite
Zeile, 3 Cts für die dritte
Zeile.
Anzeigen-Annahme bei der Expedition
und allen Anzeigen-Expeditionen.
Gerichtspräsident
Berlin, Friedrich-Wilhelms-Str.
128.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition:
Halle, Leipzigerstraße 67.

Halle a. S., Mittwoch 7. August 1895.

Gerichtspräsident:
Berlin, Friedrich-Wilhelms-Str. 128.

Telegramme.

Hamburg, 7. August. Ein Diebstahl von 8 Personen,
welche in den Vororten über 40 Einbrüche verübt, wurde verhaftet.
London, 7. August. Der „Times“ wird aus Haonoa
gemeldet, daß das gelbe Fieber immer mehr Opfer im
spanischen Meer fordere; in der vergangenen Woche allein
sind 500 Mann gestorben. Man erwarte binnen Kurzem die Ver-
schiebung des Standard's und der Preise für bereits verbotene
Waffen, Mißthaltungen über militärische Operationen, die ihr nicht vom
Kampftage zugehen, zu veröffentlichen.
London, 7. August. Der Hamburger Dampfer „Baroqueus“,
nach Vavia unterwegs, hat schwere Havarie erlitten und ist bei
Gaza angelangt. Das Schiff hatte in einem Sturm die Masten
gebrochen.
Paris, 7. August. In der Fremdenlegation nehmen die Delegationen
darüber überein, daß der Kriegsmittel eine Unternehmung an-
zusehen. In Tunis verstorben 15 Legionäre, darunter 7 Deutsche.
Rom, 6. August. Der Senat feierte die Verathung der
Finanz- und Schaatzmaßnahmen fort. In Erwiderung
auf eine Anfrage des Senats erklärte der Staatsminister Sonnino, es
würde keinen großen Erfolg bedeuten, wenn der lateinische Bund
seinen Vertrag kündigen würde. Die Durchführung der Schweiß-
maßnahme seitens Italiens sei für die Lösung der Frage wünschlich,
aber das beweise nicht, daß man dem lateinischen Bunde kündigen
müsse. Italien dürfe nicht die Initiative hierzu ergreifen, aber dürfe
nicht erweichen, wenn ein anderer Staat diese ergreife, die italienische
Regierung könne mit Hilfe von den Anhängern der ver-
schiedenen Mächtsysteme herauszufindenden Stimmen zusehen.
Die Schwedensfrage ist aus dem Bereiche zurückgezogen worden,
die Mächte im Innern sei mit geringem Aufwande überwinden
worden. Die Maßnahme des Schwedes beweise, daß Italien sich
bemühe, in ein normales Mächtsystem einzutreten.
Venedig, 7. August. Ein Pöbelzug wird gemeldet: Seit
einigen Tagen herrscht unter der höchsten Garnison eine Art Cholera
oder Cholerae in erschreckender Weise. Im Laufe von zwei Tagen
sind in einem Regiment 67 Personen erkrankt. Jetzt erkrankten im
Durchschnitt täglich 60 Personen. Auch unter der Zivilbevölkerung
herrscht die Epidemie.
Sofia, 7. August. Prinz Ferdinand hat seinen Reiseplan ab-
geändert und trifft erst Sonnabend oder Montag zu kurzem Auf-
enthalt hier ein.
Belgrad, 7. August. Es verlautet, daß zwischen Wien und
Italien Unterhandlungen wegen eines Reiches des Königs von Serbien
in Sicht ständen.

Deutsches Reich.

\* Gestern früh 9 Uhr begab sich Kaiser Wilhelm an
Bord der auf der Rheide von Comers liegenden „Börby“
und hielt aus Anlaß des gefrigen Geburtstages eine Ansprache,
in der Sr. Majestät hervorhob, wie in dieser Schlacht zu Be-
ginn des Jahrhunderts schon die Einigung der deutschen Stämme
zum Ausdruck gekommen. Darum wünschte der Romanbund
Prinz Heinrich ein Hof auf Sr. Majestät aus. Gegen 10 Uhr
unternahm Sr. Majestät eine Spazierpartie mit dem „Meier“.
Die „Hohenollern“ sowie die Deutschen und englischen Kriegs-
schiffe hatten zu Ehren des Geburtstages des Herzogs von
Sachsen-Stuttgart über die Toppen gesalutet. Am Abend fand
ein zu Ehren Seiner Majestät des Kaisers von dem Königlich-
preussischen Regiments veranstaltetes Bankett statt, welchem
auch Prinz Heinrich von Preußen anwohnte. Der Kaiser fuhr
zur Nacht des Prinzen von Wales, der den Vorzug für die
zur Linken hatte der Herzog von York Platz genommen. Etwa
40 hervorragende Persönlichkeiten nahmen an dem Fest-
mahl theil.

Annas Verlobung.

Nicht weit vom Anfange des Markstein's hand das Hofred des
Seilermeisters Hördter. An dem Haus war eben nicht besonders
ausgerüstet, es sehr alt war, gewöhnliche Räume besaß und in dem
Eingangsbau und Sturz mit außerordentlicher Raumverwendung
gebaut war. Der Vorrath des ersten Stockes — mehr waren nicht
verwendbar — war ein Gaudium mit imponanter gewollter Decke, die
auf Kammern waren mitte, um nach Gebühr gewandt zu
werden, ein heimlich und geeigneter Platz für größere häusliche
Arbeiten, so denn auch oft die Wägelreiter aufgeschlagen wurden
oder im Frühlicht die Säulen ausgestellt, ohne man sie der Erde
entzerrte. Im Untergang hand der erste Stock meist leer, da er
die Brautgemächer umschloß und im Hause Hördter das Bräutlein
nicht abließ war.
An dem Seilermeister war auch nicht viel Außergewöhnliches zu
entdecken, höchstens, daß er sich durch sein mühseliges und gerade nicht
überwindliches Gewerbe ein hübsches kleines Vermögen zusammen-
gebracht hatte, mit dessen Hilfe er das alte kleine Haus erworben, in
dem er jetzt vernünftig seine Tage verbrachte, ohne sich durch die ständige
Nothwendigkeit der von regelmäßigen Arbeit abhalten zu lassen.
Hördter hatte weder Weib noch Kind und lebte mit einer Nichte, der
Zwilling seiner Verlobten. Die Tochter war nicht mehr jung, in den Dreißigern,
nicht gerade hübsch, obwohl sie noch sehr gut und fleißig ausseh,
obwohl thätig, geschäftig und von einer ruhigen Entschlossenheit, die ihr
einen ganz besonderen Grad allgemeiner Achtung eintrug. Sie lebte
sehr still und zurückgezogen, kümmerte sich weit mehr um ihre eigene
Wirtschaft, als um die Angelegenheiten der Andern und war für
Nüchternheit und Frömmigkeit nicht zu haben. Wenn es aber mo zu
helfen ab, da sie nicht, griff Alles nach und gründlich an und
immer so ganz selbstverständlich, als ob das gar nicht anders sein
könnte. So konnte man sie nun schon seit zehn Jahren, immer un-
verändert dieselbe, nicht fräulich und nicht läulich, gleichmüthig ihren
Weg gehend, gedauert, ohne recht und links zu schauen, ob's diesem
oder jenem recht wäre.

\* Durch Allerhöchste Verordnung vom 3. d. Mis. werden
für die Provinzen Preußen, Westpreußen, Pommern, Branden-
burg, Polen, Schlesien, Sachsen und Schleswig-Holstein und
für die Regierungsbezirke Kassel und Wiesbaden auf Grund
der gleichzeitig Allerhöchste genehmigten Satzungen Landwirth-
schaftsämtern errichtet.
Die nächste Feier des Sedanfestes, welche be-
kanntlich in Aussicht genommen war, wird nun thatsächlich am
Sonntag, den 1. September, in der evangelischen Landeshörde
der preussischen Monarchie stattfinden, nachdem unter den letzten
Beschlüssen eine Vereinbarung erfolgt ist.
Während die Abschlüsse der Reichshauptlotterie für die dem
Inkrafttreten des Reichsaltergesetzes und Alters-
versicherungsgesetzes folgenden Etatsjahre regelmäßig
ein Erparnis auf der Position des Reichszuflusses zu der
genannten Versicherung aufweisen und derjenige für 1893/94
noch 1 1/2 Millionen als nicht verbräuchlich aufzuführen und zur Verweisung
des Jahresergebnisses zur Verfügung stellen konnte, führt der
Reichshauptlotterien-Abschluß für 1894/95 eine solche Erparnis über-
haupt nicht mehr auf. Es liegt das einmal daran, daß die Erhöhung,
welche die betreffende Position im Etat für 1894/95 gegenüber der für
1893/94 erfahren hatte, nur 1 1/2 Millionen betrug und demnach
schon an sich geringer war, als die Erigerungen, welche früher
an der gleichen Stelle eintreten konnten. Sodann aber
musste für nahezu drei Viertel des Etatsjahres 1894/95 aus
der Position die neue Ausgabe mitgeschrieben werden, welche sich
aus der vom Bundesrat angeordneten Aushebung der Zu-
valditäts- und Altersversicherungspflicht auf die Hausgewerbe-
treibenden der Zeitverdienstler ergab. Mit dieser Aushebung
betrafen die über 70 Jahre alten nur Versicherter das Anrecht auf
Altersrente, und die Zahl der aus diesen Erweisen auf die Altersrente
in dem in Rede stehenden Etatsjahre erlittenen Ansprüche war
durchaus nicht klein. Ueberhaupt wird man sich ebenso wie bei
der Position für Unterhaltung von Familien der zu Frischen-
übungen eingelegenen Vorkosten auch bei der Position des
Reichszuflusses zur Invaliditäts- und Altersversicherung daran
erinnern müssen, daß auf Grund der nunmehr vorliegenden
Erfahrungen die Etatsansätze ziemlich genau dem wirklichen
Bedarf entsprechend berechnet werden können und daß dem-
nach auf Erparnisse hierbei für die Zukunft kaum zu rechnen ist.
\* Die Konferenzen über die Handwerkerfrage nehmen
ihren Fortgang. Wie jetzt gemeldet wird, sollen im Anschluß
an die Ende Juli in Berlin abgehaltene Handwerkerkonferenz
in den nächsten Tagen Regierungsdeputirte nochmals mit
Abgeordneten der sachsenischen Handwerkervereinigungen in
Abtact zu einer Verhandlung zusammentreten.
\* Laut Mittheilung im „Reichsanzeiger“ ist der Geheim-
Oberregierungs-Rath und vortragender Rath beim Staats-Ministerium
von Altenhaken mit der Führung der Geschäfte des Direktors
des Staats-Archivs bis zur definitiven Wiederbesetzung der Stelle be-
auftragt worden.
\* Großes und unliebsames Aufsehen machte eine Er-
klärung des Regierungspräsidenten von Tiedemann in
Hofen. Es handelt sich um eine in Bromberg stattfindende
Sedanfeier. An dem habei zu veranlassenden Festzuge
würden die sachsenischen Behörden nicht teilnehmen, und wie
der Genannte erklärte, daran:
„Weil es für unvereinbar mit der Würde einer königlichen
Behörde halte, sich in corpore auf der Straße zu zeigen und nach
dem Takte der Musik im Festzuge zu marschieren. Als anderen
Korvorationen seien durch Banner und Embleme kenntlich, die Be-
wärtigten hätten nicht zu schweigen und die Uniform zu tragen, könne
man den Beamten nicht zumuthen.“
Die „Posener Zeitung“ erinnert den Regierungs-
präsidenten, der die Theilnahme der königlichen Behörden an
dem Sedanfestzug „als nicht mit deren Würde vereinbar“ er-
klärt, daß selbst der Kaiser es nicht unter seiner Würde hält,
an einem Festzuge theilzunehmen; ist er doch bei Gelegenheit
der Einweihung der restaurirten Schlosskirche in Wittenberg vom
Kaiserlichen Willens bis zur Kirche zu Fuß im Festzuge mit-
geschritten.

\* Nach dem Entwurf eines Reichszuflusses nach
der gegenwärtig der Begutachtung der Bundesregierungen
unterliegt, verbietet es, der „Frei. Ztg.“ zu Folge, hinsichtlich
der dingslichen Apothekenbedingungen bei den bestehenden
Recht, die die Landesgesetzgebung zu deren Abänderung
gegenüber freier. Zagegen hört in Vertheil
aller sonstigen zur Zeit übertragbaren Apotheken die
Uebertragbarkeit nach Ablauf einer gewissen Zeit
auf. Der Termin hierfür, welcher keinesfalls vor
das Jahr 1900 fallen soll, ist in dem Entwurf offen gelassen.
Schon einmal war in einem Reichsgesetzentwurf von 1876 ein
solcher Termin, damals von 25 Jahren, normirt worden. Ein
gewisser Termin ist billig zur Schonung der Verhältnisse, wie
sie sich thatsächlich nun einmal herausgebildet haben. Wäre
aber der Termin nicht hinausgerückt worden; immer bleibt zu
bedenken, daß hier kein feiner Rechtsanspruch vorliegt und daß auch
die thatsächlich vorhandenen Idealwerte nach heutigen Recht
überzeugt in Frage gestellt werden können durch rückwärts Kon-
vention neuer Apotheken in dem Abgabebiet vorhandener
Apotheken oder einer Ermäßigung der Arrangements. Neue
Apotheken sollen nach dem Entwurf nur konjunktions-
weise werden für die Lebenszeit des Konjunktions. Der-
selbe kann nur verpachtet werden, von seinem Vor-
gänger die zur Einrichtung und zum Betriebe gehörigen
Vorräthen, Geräthschaften und Waarenvorräthe gegen
eine nöthigenfalls durch ein Schiedsgericht festzusetzende Ent-
schädigung zu übernehmen. Die Konjunktions sollen nach Maß-
gabe des öffentlichen Bedürfnisses vermehrt werden. Als die
notwendige Bestimmung des Entwurfs ist hinzuzusetzen,
wonach alle Konjunktions ertheilt werden sollen auf Grund
einer öffentlichen Ausschreibung zur Bewerbung, und zwar an
benutzigen Bewerber, welcher die Approbation früher als seine
Mitbewerber erhalten hat.
\* Nachdem wir in der vorigen Woche bereits die voll-
kommene Niederlage der Sozialdemokratie bei den eng-
lischen Wahlen beleuchtet haben, entschloß sich nun auch
die radikale Presse, diesen Ereigniß seine Aufmerksamkeit zu
widmen. Jeder in seiner Weise. Wir hatten betont, daß die
Wählerfrage in England einseitig genug war, die Ge-
fahr zu erkennen, welche für die Einfachheit, Klarheit und
Reinheit der politischen Gegensätze ermachte mißte, wenn die
inländische Frage so weiter die förmlichen Tagesfragen mit
bestimmen dürfte. Derselbe politische Einfluß ist es gewesen,
welche, wie wir weiter ausführten, nicht nur den englischen
Wähler gemeinlich, sondern insbesondere auch den englischen
Arbeiter bestimmte, einen Klassenkampf aufkommen zu lassen,
der nur das politische Leben vernichten könnte, ohne daß
diesem Wege irgend einem sozialen Uebelstand wirklich beizuge-
kommen wäre. Und wir haben zum Schluß unser deutliches
Bürgerthum aufzumachen versucht, daß es sich bemüht werden
müsse, wie auch in ihm nur dieselbe Einfachheit und Entschlossen-
heit vorzumachen brauche, damit der Verfall unserer öffent-
lichen Lebens durch unreine Zren — die Partikularitäten oder
Art — und durch die Sozialdemokratie gesteuert werde. Ganz
anders die radikale Presse. Nach ihrer Darstellung, trägt die
schlechte Politik der Regierung allein die Schuld, daß in
Deutschland die Sozialdemokratie normirt geht, während sie
in allen anderen Ländern zurückgeht. Es geschieht, daß der Fort-
schrittshilfster, der sich mit den Betrachtungen der „Frei. Ztg.“
begnügt, auf die andere Seite legen und die Zerfahrenheit im
deutschen Bürgerthum ruhig weitergehen lassen, bis die Regie-
rung eine andere Politik einschlagen beliebt. Daß er auch
keines Glückes eigener Schicksal sein könnte, daß er sogar
Mühen in dieser Hinsicht hätte und aus dem englischen Was-
sergibt darüber recht ertheilt belehrt werden könnte, — das
wäre dem Philister nichts beharrlicher verdienstlicher, als
der fortschrittlichen Presse.

Anfangs hatte es viel Geduld und Verdruss gegeben. Als
sich ihm's Haus genommen, sei die doch anders gewesen. Nachdem
sie aber dem Alten unentbehrlich geworden, da sie ihm bedürftig und
eitel geworden. Man äußerte sich vernünftig, daß die Junger
Jahreszeiten, die bei dem Seilermeister nur so aus Outhertigkeit an-
genommen sei, es gerade nöthig habe, sich für besser zu halten als
andere Leute und konnte sich mehrwürdiger Weise nicht darüber
beunruhigen, daß diese unbedeutende Person sich um nichts kümmerte,
wenn sie nichts anging. Nachdem Anna sich dadurch nicht im Mindesten
irren ließ, verlor sie die Gesinnung des allgemeinen Antrags, und
als nach und nach sich zeigte, wie fleißig und tüchtig das Mädchen
war, wie sie in Allem sagte, in Allem Bescheid mußte und dabei
immer eine gewisse Würde zu bewahren mußte, begann man Allert
vor ihr zu bekommen, und schließlich achtete Krätzelmann Anna Hördter
zu den angesehensten Personen des Marktes.
Schlag gegenüber, dicht neben dem Bach, der sich mit wahrhaft
verzaglicher Monotonie zwischen den Feuermauern von zwei Häusern
durchschlingende bestand hier die Wohnung und die Werkstätte des
Seilermeisters Hördter. Anna Hördter und Krätzelmann Anna war
es nicht richtig, denn so oft sie bei dem Meister vorüberging, so er
arbeitete, blieb sie stehen, um ein paar Augenblicke mit ihm zu
plaudern, während sie sonst nie Zeit hatte für Gefährlich, und mit
Niemand war sie so freundlich, lachte so lustig und nicht so
fleißig, als mit dem Schuster. Er war nun gar außer Rand und
Band. Er erklärte vor Jedem, der es hören wollte oder nicht, sei die
Krone aller Frauen und verheirte sie mit geradezu stürmischer
Gluth. Er war freilich schon in den Sechzig, das Haar, und der etwas
leise genal verweirte Bart deutete, aber sein Geiz war hung ge-
blieben; es konnte nur ein Drogist, die gewöhnliche fleißige Mann von
gegenwärtig. Er mochte auch gar kein Wohl aus dieser Verbindung;
wenn das Gespräch auf sie fiel, dann entfaltete er eine ungewöhnliche
Rednergabe, um ihre Vorzüge recht glänzend zu beleuchten, und
eine leise Bemerkung über das Mädchen konnte den gutmüthigen
oder Menschen ernstlich zornig machen. Klarheit sagte es nicht an
Verdammung und Herabsetzung, daß das letzte Hebräer, war
aber oft einmal wurde mit ernstlicher Mene die Frage gestellt, warum

er sie nicht geheiratet habe. Dann fuhr sich der gute Brenner mit
unbedeutendlichem Ausdruck durch die Haare, zog die Augen-
brauen in die Höhe und sagte: „Ja, wenn die müßte! Da wären
schon Andere da gewesen!“
Natürlich wurde dann gefragt, warum sie noch nicht mag. Als
Erbin ihres Vaters war sie, abgesehen von ihren persönlichen Eigen-
schaften, eine sehr wünschenswerthe Partie, und es war unverständlich,
daß es ihr nicht an Gelegenheiten gefehlt hätte, einen Mann zu be-
kommen. Bei diesen Punkte legte der Schufmann gedehnt nach
zu werden und nicht mehr zu sagen; „Wissen Sie, das ist halt
ja gekommen. Sie hat eine Geschichte gehabt.“
Wie diese Geschichte sich verhalten hatte, war nie aus ihm heraus-
zubekommen. Es müßte ein über ihre Tugenden war, über ihre
Leben zu erfahren, konnte man ihn nicht überzeugen, bis einmal der
Herr Staatsanwaltschaft, der sich sehr gerne mit den ehrsamen Bür-
geren einen Spaß machte und besonders Brenner mit seinen Rednerie
beehrte, ihm schließlich in's Gesicht sagte, er wisse wohl die Geschichte
gar nicht. Dieser Bericht brachte der Schufmann in Zorn.
„Ach soll's nicht wissen!“, war wie er es denn sonst, wenn
ich's nicht wisse. Ach wußt ja doch gerade gegenüber, daß' doch
Alles mit angehen, und jetzt soll ich's nicht wissen. Na freilich,
dabei war ich nicht, und jetzt eigentlich war, das weiß ja keiner,
aber die Geschichte wird ich erzählen, damit Sie sehen, daß ich's
weiß. Sehen Sie eine Geschichte ist's eigentlich gar nicht anders,
wie ich sage, dabei war Krätzelmann, ich kann nur erzählen, was ich
sehen habe. Es sind so belligste zehn Jahre her, wie Krätzelmann
Amerik noch ein ganz junges Ding war und lustig und übermüthig,
wie man's jetzt kaum glauben würde, da war sie verlobt mit einem
Menschen, der sich Professor nannte und irgendwas aus
Hindenburg oder aus der Zucht war, aber was für ein Schindler
herum ber war. Wir hat das Ganze nie gefallt, der
Mensch war hochfahrig, wie mit Schindlerie eingeschrieben und hat
immer so Zeug gemacht und dabei war er hochmüthig, hat über andere
ehrliche Leute immer gesprochen, als ob er noch Besseres wäre — und,
ich hab' ihm nie leiden können. Ich hab' auch dem Hördter oft
gesagt, ob er sich denn erlauben hätte und auch wüßte, wer der reie





Table with 2 columns: 'Kaufpreis' and 'Kaufgeld'. Lists various items and their prices, including 'Kaufpreis 1.000', 'Kaufgeld 1.000', etc.

Table with 2 columns: 'Kaufpreis' and 'Kaufgeld'. Lists various items and their prices, including 'Kaufpreis 1.000', 'Kaufgeld 1.000', etc.

Advertisement for 'Familien-Anzeiger'. Text: 'Gestern Abend 11 Uhr verstarb hierseits unser geliebter Bruder und Schwager, der Königl. Hofmeister Karl Bückert...'.

Table titled 'Concoursnotierungen'. Lists various items and their prices, including 'Kaufpreis 1.000', 'Kaufgeld 1.000', etc.

Table titled 'Concoursnotierungen'. Lists various items and their prices, including 'Kaufpreis 1.000', 'Kaufgeld 1.000', etc.

Table titled 'Industrie-Aktien'. Lists various industrial stocks and their prices.

Table titled 'Grundstücksverkauf'. Lists various real estate properties and their prices.

Table titled 'Geldmarkt'. Lists various financial instruments and their prices.

Table titled 'Bergwerks- und Gülden-Aktien'. Lists various mining and gold stocks and their prices.

Advertisement for 'Grundstücksverkauf'. Text: 'Am Auftrag der Eigentümer stellen wir das Grundstück Nr. 113/14...'.

Advertisement for 'Für Hausfrauen!'. Text: 'Annahme aller Wäschearten aller Art gegen Lieferung von Flecken, Unterrock...'.

Advertisement for 'Bekanntmachung'. Text: 'Der selbstthätige Dienstmann Nr. 330, Christian Gördt, ist kürzlich von...'.

Advertisement for 'Anfliche Bekanntschaften'. Text: 'Betreffend Bekanntschaft der Staats- und Gemeindefiscen pro III. Vierteljahr...'.

Advertisement for '60000 Mark'. Text: 'Kirchengelder find am 1. November d. J. in den Händen...'.

Advertisement for 'Bekanntmachung'. Text: 'Die Eröffnung der Schiene Mettin für den Schiffsverkehr ist für...'.



## Brüſſeler Spizen.

4) Ein Reijebenteuer.  
Wenn die maſſive Decke des Zollgebäudes urplötzlich ſich loſgelöst hätte und praſſelnd über das junge Mädchen zuſammengestürzt wäre, kein tieferer Schreck hätte ſie erfassen können, als bei der kalten Denunziation Deſjenigen, dem ſie ſich blindlings anvertraut, der ihr ſeine Hilfe rückhaltlos zugeſagt hatte. Im erſten Augenblick ſtarzte ſie ihn verſtändnißlos mit einem ſteingewordenen Lächeln an, dann ſchoß eine tiefe Rötthe ihr über Geſicht und Hals bis unter die Haarnurzeln; ſie war keines Wortes mächtig, ſondern händigte auf ſeine Aufforderung dem Zollbeamten die Kofferſchlüſſel wortlos aus und folgte einem Artellſchick, der ſie in ein beſonderes Zimmer führte, wo einige ruſſiſche Frauen ſie in Empfang nahmen und in größter Höflichkeit und Delikateſſe ihr behülflich waren, ihr Kleid aufzutrennen und die Brüſſeler Spizen, ſowie den koſtbaren Brautſchleier zu Tage zu fördern.

Während dies aber in der Frauenabtheilung geſchah, ſagte der Baron dem Zollbeamten im Abfertigungsraum:

„Die Dame iſt eine Verwandte von mir. Die Steuer werde ich bezahlen. Selbſtverſtändlich kann von einer Defraudation und alſo auch von einer Strafe keine Rede ſein, da wir ja ſelbſt das Verſteuerbare angemeldet haben.“

„Gewiß.“

„Was nun die Koffer meiner Kouſine anbelangt, ſo belieben Sie, ſich ſelbſt zu überzeugen. Ich glaube aber, daß außer dem gewöhnlichen ſteuerfreien Damenfram kaum etwas Zollbares darin ſein wird.“

„Glauben Sie?“

„Ich glaube es in der That; will aber keine Garantie übernehmen — unterſuchen Sie ſelbſt!“

„Später! Und was enthält dieſer fünfte Koffer?“

„Es iſt der meinige. Laſſen Sie gefälligſt öffnen — er enthält meine Kleider, Wäſche und eine angebrochene Kiſte Cigarren.“

„Cigarren? Wie viel?“

„Es ſehlen etwa ein Duzend an Hundert.“

„Somit enthält der Koffer nichts?“

„Haben Sie die Güte ſelbſt nachzuſehen.“

„Unnöthig. Artellſchick, kleb' den Stempel auf dieſen Koffer!“

„Und die Koffer meiner Kouſine?“

„Sie meinen alſo wirklich, daß nichts Verſteuerbares darin iſt?“

„Ich würde es Ihnen ebenſo offen bekennen, wie bezüglich der Spizen, welche die Dame mit ſich führt.“

„Artellſchick, kleb' auch auf dieſe vier Koffer die Marke!“

„Ich danke Ihnen mein Herr!“

„Nicht der Mühe werth.“

Inzwiſchen kam auch der Artellſchick mit der jungen Dame zurück. Er trug die Brüſſeler Spizen in der Hand und überreichte ſie dem Beamten. Dieſer beſtimmte den Zoll, den der Baron zahlte, und die Sache war in Ordnung. Darauf wurden ihm die Schlüſſel, auch die der Dame, und Beide Päſſe eingehändigt, die er in Empfang nahm, indem er zugleich den Artellſchick anſtändige Trinkgelder in die allzeit offenen Hände legte.

„Und hier, meine Gnädige, ſind ihre Kofferſchlüſſel und Ihr Reiſepaß. Wir ſind Beide erpedit. Darf ich Sie bitten, mir in den Wartesaal zu folgen?“

Kalt und wortlos nahm das Fräulein ihre Schlüſſel und den Paß aus der Hand des Barons, ließ ihre Blicke voll Entrüſtung über ihn hinwegſchweifen und wandte ihm den Rücken.

Er ſah, wie ſie ohne ihn den Weg nach dem Speiſesaal nahm, er ſah ferner, wie ſie am Ausgang dem dienſtthuenden Polizeibeamten ihren Paß vorzeigte, er ſah ſie aus dem Saale verſchwinden und erblickte ſie erſt im Wartesaal wieder, wo ſie ſich ein Glas Thee hatte geben laſſen und es ſtill trank. Von

Zeit zu Zeit griff ſie nach ihrem Taſchentuch, um es an ihre feuchten Augen zu drücken.

Dem Baron ſchnitt dieſes Benehmen tief in die Seele. Er näherte ſich dem jungen Mädchen aufs Neue.

„Mein verehrtes, gnädiges Fräulein . . .“

„O bitte, mein Herr, verſchonen Sie mich!“

„Wenn Sie wüßten . . .“

„Ich mag Nichts wiſſen und habe nur die eine Bitte, daß Sie mich ſelbſt überlaſſen!“

Der Baron biß ſich auf die Lippe, daß die Zahnpuren darauf ſichtbar wurden.

„Ganz zu Befehl, mein gnädiges Fräulein!“

Er machte ſeinerſeits eine kühle Verbeugung und wandte ſich ab. Die junge Dame hatte aber nicht allein den verzweifeltſten Zug auf ſeinem Geſichte geſehen, ſondern glaubte auch Blut auf ſeiner Unterlippe zu ſehen, — was freilich ein Irrthum war — und ein mitleidvoller Schreck durchbebt ſie. Ihr erſter Gedanke war, aufzuſpringen, um ihn zurückzurufen, und der zweite das erneute Gefühl der durch ihn erlittenen Demüthigung und der dritte ein Aufwallen der Entrüſtung, die ſich in dem leiſen, dem Taſchentuch anvertrauten Ausruf: „Treuloſer!“ kundgab.

Der dieſe Gefühle hervorgerufen, hatte ſich inzwiſchen eine Zigarre angezündet und war auf den Bahnſteig getreten, um, auf und ab wandelnd, ſeiner Gefühle Herr zu werden. Es ging ihm eigen mit der jungen Landſmännin. Er hatte geſtern, als ſie ſo tapfer in dem allgemeinen Wirrwarr ihre Faſſung bewahrte, zunächſt Intereſſe an ihr genommen; daß ſie ſchon, hochgebildet und gemüthvoll war, mochte auch dazu beigetragen haben; dann kam das Zuſammenſein mit ihr einen ganzen Tag lang, während deſſen ſie ihm ungewungen und harmlos ihre ganze junge Vergangenheit, den frühen Tod ihrer Mutter ihre liebeleere Kindheit, da der Vater nur Sinn für ſeine Fabrik gehabt habe, die Penſionszeit mit ihren Mädchenfreundschaften u. ſ. w. geſchildert hatte, und das Alles ſo anheimelnd durch den gemüthlichen ſüddeutſchen Dialekt. Dann fiel ihm der geſtrige Abend in Königsberg ein, wo er mit ihr gemeinſam ein wenig von der Stadt ſich angeſehen; weiter der heutige Vormittag mit dem rührenden Vertrauen, das ſie ihm gezeigt, und dem warmen Blick, den ſie ihm dankbar gegönnt hatte, und über den Mann kam ein Gefühl, als hätte ihn der Engel mit dem feurigen Schwerte aus ſeinem Paradiſe gejagt und die Pforten donnernd hinter ihm zugeſchlagen.

Er warf die halbgerauchte Zigarre zornig auf das Geleiſe von ſich, auf dem der Zug zuſammengestellt wurde, der ihn und ſie nach Petersburg bringen ſollte. Er ſtarzte der Zigarre nach, wie ſie an den Schienen zerſchellte und die Funken herumſtoßen. Dann blickte er um ſich. Der Himmel hatte ſich aufgeklärt, und die Sonne ſchien ihm warm und freundlich in's Angeſicht. Ah, ihm war geſtern das trübe herbiſche Regenwetter und der Graus des entgleiſten Zuges ſchöner erſchienen, wo er noch der gute treue Kamerad der hübschen ſüddeutſchen Landſmännin geſehen!

Links, jenseits der Eisenbahn, lag inmitten herbiſch gefärbter Bäume eine griechiſche Kirche in veredeltem ſlavisch-byzantinischem Styl gebaut, mit ihren vergoldeten fünf Kuppeln, auf denen der warme Sonnenschein lag; das goldene griechiſche Kreuz, das die mittlere Hauptkuppel frontete, bligte im mittäglichen Lichte des Tagesgeſtirns, und er entſann ſich, wie ihn vor Jahren, als er dieſe Reiſe zum erſten Male gemacht, gerade dieſe Kirche, als der erſte fromme Gruß des „heiligen“ Rußlands, ſeltſam berührt hatte, und zugleich gedachte er, daß er ſich dieſen Vormittag während der Fahrt Gretchen's frohe Augen vorgeſtellt hatte, wenn er ihr dieſe ihr genöthig noch unbekannt Form des ruſſiſchen Kirchenbaues zeigen würde. Doch da fiel ihm ein, daß ſie eine ſolche Kirche bereits in Wiesbaden geſehen haben könnte, und von Wiesbaden ſprang ſein leichtfüßiger Gedanke nach der Mainſtadt, wo ihr Vater ſeine Fabrik hatte, und vom Vater gaultelte er wieder zur Tochter zurück, zu der hübschen, ihm tief grollenden Tochter, die im Wartesaal ſo ganz allein: ſaß und ihren Thee vielleicht mit

Thränen, die ihr ja so leicht kamen, jedenfalls aber in Groll auf ihn zu sich nahm.

Unser Freund verlor sich immer weiter in Grübeleien. Was würde er darum geben, wenn er jetzt neben ihr sitzen und mit ihr plaudern könnte! Vorüber! Die verbindenden Fäden waren zerrissen. Vorüber! Er griff gedankenlos in das Seitentäschchen seines Ueberziehers und zog, was ihm da in die Hand gekommen, mechanisch heraus. Ebenso gedankenlos betrachtete er es. Da mit einem Male erkannte er, was er zwischen den Fingern hielt und jubelte auf: es war sein Fahrchein und der seiner Gefährtin sammt den Gepäckscheinen! „Eh bien, mein Fräulein!“, rief er frohlockend, „noch sind wir nicht auseinander; hier habe ich, was uns bindet — und bei Gott — ich gebe es nicht wieder aus den Händen!“

Sein nächster Gedanke war, sich einen Platz im Koupée zu sichern, wo er mit dem Fräulein womöglich allein und ungestört sein konnte. Er kalkulirte nicht übel, daß, wenn sie fast vierundzwanzig Stunden ununterbrochen mit ihm allein in einem Koupée reisen würde, sich eine Ausgleichung finden müßte.

Er verständigte sich bald mit dem Schaffner dahin, daß dieser sein und des Fräuleins Sachen in ein passendes Koupée erster Klasse bringen, ihr selber behülflich sein und kurz vor Abgang des Zuges ihn neben sie placiren solle.

Das Fräulein machte große Augen, als sich nach dem zweiten Glockensignal ihr Reisegefährte in demselben Wagentheile einfind, Plaid und Reisetasche neben sich legte und wortlos, etwas entfernt von ihr, Platz nahm.

Der Zug setzte sich in Bewegung; der Baron zog aus seinem Ueberzieher ein Buch und begann zu lesen. Das Fräulein that ein Gleiches. Sie wechselten kein Wort mit einander.

### Was der Soldat gern singt.

Gustav Freytag hat in einem Briefe aus dem Jahr 1870, den die Grenzboten veröffentlichten, sich über das Singen der Soldaten ausgesprochen und, wie so oft, den Nagel auf den Kopf getroffen. Es handelte sich um eine Liedersammlung, die den Soldaten in das Feld nachgeschickt werden sollte. Gustav Freytag schreibt: Es wird in diesem Kriege im Ganzen weit weniger gesungen als 1864 und 1866. Die Anstrengungen waren zu groß, die Stimmung zu geschäftsmäßig, oft auch ernst und gespannt, daß zur wohlthätigen Herstellung des Gleichgewichts ganz andere Noten wünschenswerth waren. Die Mehrzahl der Lieder, welche man gewählt, sind Gesellenlieder in keineswegs volkstümlichen Weisen, sehr werthe Gaben der Gebildeten, schön vorstimmig daheim zu singen, um eine gehobene Stimmung zu fördern. Dem Soldaten im Felde ist dies Genre viel zu vornehm und unbequem. Ein Refrain wie z. B. in dem nicht gewählten Liede „Stoßet an, Mann für Mann, wer den Flambert schwingen kann.“ ist dem Soldaten leicht lächerlich, jedenfalls unheimlich. Das Antopfen setzt Gläser voraus, mit den Feldflaschen stößt man nicht an, und die meisten sind leer. Und wer ist Flambert? Kein Offizier, kein Feldwebel hat ein solches Ding jemals genannt. Wenn ein Wigbold der Kompanie den Gesang jener Strophen durch den Rhythmus unterbräche: „Trink aus meiner Flasche, Bruder, der Franzose ist ein Luder, der — nanu? — Napoleon.“ so würde er wahrscheinlich alle Lacher auf seiner Seite haben.

Ist das Rohheit unseres Volkes? Im Gegentheil. Es ist nur Wahrhaftigkeit, der in der Regel eine sehr feine Empfindung zu Grunde liegt. Wen der grimme Ernst des Krieges umgiebt, der hat vor Allen das Bedürfnis, nicht sich poetisch darein zu versenken, sondern humoristisch daraus zu erheben. Diese Befreiung und Herstellung des Gleichgewichts wird am schnellsten durch einen Späß, einen verben Ausdruck erreicht. Der Soldat singt deshalb am liebsten etwas Lustiges. Und der Hauptmann überhört gern, wenn der Text nicht immer plumpe Ausdrücke vermeidet. Der Soldat braucht ferner klüfftige Melodien und Terte, bei denen sich gut marschirt, solche, in denen nicht zu viele Anschauungen und schillerndes Detail zusammengedrängt ist, wie in der Regel bei Arndt und Körner. Vor allen solche, welche seinen Tagesstimmungen, den keinen Freuden und Leiden gerecht werden. Er hängt noch jetzt fest in den alten Maßen und der Ausdruckweise unseres Volksliedes. Auch sein Pathos und seine Sentimentalität bedürfen diese Form. Die drei Reiter und der gute Kamerad werden noch durch mehrere Generationen gesungen werden, das „Lieb Vaterland, kannst ruhig sein“ haben Offiziere und Soldaten im Felde ziemlich satt. Es ist ein eigenes geheimnisvolles Ding um die Poesie des Volkes — für uns Ge-

Der Zug mochte vielleicht eine Viertelstunde gefahren sein, als plötzlich der Oberkondukteur mit seinem Gehülfen erschien — auf russisch natürlich — die Fahrscheine verlangte. Der junge Mann, der von früheren Reisen diese Kontrolle kannte, zog seinen Fahrchein heraus und ließ ihn koupieren.

„Ihr Billet, Madame!“  
Das Fräulein verstand ihn nicht und sah die Beiden fragend an.

„Billet, Billet!“ wiederholte der Ober-Kondukteur.

„Ach, den Fahrchein!“ Sie öffnete die Umhänge-Reisetasche, die ihr Geld, ihren Paß und sonstige Werthsachen beherbergte, und suchte danach. Natürlich vergeblich. Sie wurde nervös und verbreitete sich mit ihren Nachforschungen auch auf die Kleideraschen. Selbstverständlich mit gleicher Erfolglosigkeit. Die beiden Bahnbeamten wurden ungeduldig, sprachen russisch auf sie los, und die Dame ward in Folge dessen noch aufgeregter. Da schießt ihr der Gedanke durch den Kopf: den Fahrchein hast du bei der Zollrevision verloren! Heiliger Gott, was soll daraus werden? Sie ist in fremden Lande, der Sprache unkundig, dem Verdacht ausgesetzt, als blinder Passagier die Reise durch Rußland versucht zu haben — Rußland Gefängniß — Sibirien —. Sie erhebt sich hastig und wirft hilfseuchende Blicke um sich. Da trifft ihr Auge das ihres Reisegefährten; sie sagt kein Wort, aber schon ist er aufgesprungen und steht an ihrer Seite:

„Was suchen Sie, mein Fräulein?“  
Verschwunden ist ihr Groll, ihre Entrüstung. Der warme Klang seiner Stimme dringt an ihr Ohr, sein treuer Blick in ihr Auge —

(Fortsetzung folgt.)

bildete. Und ich fürchte nicht, von Ihnen ungerechter Kritik gezogen zu werden, wenn ich Ihnen geradezu sage, daß mir gerade die sogenannte volkstümliche Poesie der Deutschen von Bürger über die Sänge der Freiheitskriege und selbst Umland hinweg noch nicht den richtigen, einfachen Ton gefunden zu haben scheint, welcher die Kluft zwischen Kunstpoesie und Volkslied überflingt. Goethe, der gar nicht darauf ausging, Umland, der das Volkslied genau kannte, und Heine, der raffiniert darnach suchte, haben jeder in einzelnen Liedern diese Herrschaft über das Volksgemüth gewonnen, fast nur zufällig. Einen gebildeten Dichter, der ganz volkstümlich empfand, haben wir noch nicht gehabt. Unterdeß macht sich der Soldat am besten seinen bescheidenen Liederbedarf selbst. Von allem, was aus unseren Kreisen in diesem Kriege dem Heer zugebellmaußt wurde, hat sich blitzschnell nur das Chassepotlied des Kladderadatsch verbreitet, obgleich es nach Rhythmus und Tert dem Soldaten nicht völlig bequem ist. Aber es hat einzelne Stellen, wie: „Immer feste auf die Weste“, die nebst der beherzten Tendenz dem Heere durchaus liebenswerth sind.“

### Der Rastatter Gesandtenmord.

Das Geheimnisvolle an sich zieht den Menschengestalt eigen thümlich an; für die sogenannte eiserne Maske hegen Leute, denen das ganze Zeitalter Ludwigs XIV. höchst gleichgültig ist, ein reges Interesse und die Litteratur über den merkwürdigen Findling Caspar Hauser bildet eine kleine Bibliothek. Zu den Begebenheiten, die in gleicher Weise die Neugier der Menge wie den Scharfsinn der Gelehrten herausgefordert haben, gehört der Rastatter Gesandtenmord, und zwar mit mehr Recht, als die genannten Curiositäten, da er nicht in erster Linie das Schicksal einzelner Personen betrifft, sondern vielleicht Licht über verwickelte politische Verhältnisse zu werfen vermag. Nachdem Frankreich, obwohl seine innern Verhältnisse unter einer theils an Babelherrschafft, theils an Despotismus stireisenden Regierung in grenzenloser Verwirrung lagen, durch das Genie Bonapartes und die Tüchtigkeit seiner Armee im italienischen Feldzuge gegen Oesterreich glänzende Erfolge errungen hatte, wurde in Rastatt ein Congreß eröffnet, um den Frieden zwischen dem deutschen Reich und Frankreich zu vermitteln. Die Verhandlungen schleppten sich hin, der Kaiser rief seinen Bevollmächtigten ab und hob dadurch den Friedenscongreß auf. Am 28. April 1799, abends zwischen 7 und 8 Uhr, verließen die französischen Gesandten in acht Reihewagen Rastatt. Einige hundert Schritte vor der Stadt wurden sie von Eskader Husaren überfallen, zwei, Bonnier und Koberlot, wurden getödtet, einer, Debry entkam und wurde am folgenden Tage unter militärischer Bedeckung nach dem Rhein gebracht. Die von der österreichischen Regierung eingeleitete



Untersuchung führte nicht zur Entdeckung der Urheber des Verbrechens, über die seitdem die verschiedenartigsten Vermuthungen entstanden sind. Während das französische Direktorium, um den Sturm der Entrüstung in seine Segel zu fangen, fröhlich die österreichische Regierung, Kaiser Franz und Erzherzog Karl bezichtigte, sucht die deutsche Geschichtschreibung gewöhnlich in den österreichischen Ministern Thugut und Lehrbach die geheimen Anstifter. Weiter hat man, besonders da einer der Mörder französisch sprach, den Verdacht auf französische Emigranten gelenkt, deren rachsüchtiger Erbitterung eine solche That wohl zuzutrauen war. Stichhaltiger Gründe entbehren die Annahmen, daß die Königin Karoline von Neapel oder das französische Direktorium selbst, Bonaparte, Talleyrand oder sogar einer der Gesandten, Debray, die Hand im Spiele gehabt hätten; am thörichtesten ist wohl die Aeußerung Josephs Bonapartes, der den Mord England in die Schuhe schieben will. Es giebt im Verkehr der Völker kaum ein Verbrechen, das so verabscheut ist, als Gesandtenmord; selbst aus unmenschlichen, unter barbarischen Völkerschäften geführten Kriegen wird ein etwa verübter Gesandtenmord als die schuwürdigste Greuelthat überliefert. Zum Begriffe des Gesandtenmordes gehört aber, daß er von der Stelle ausgeht, die berufen ist, über die ihrem Schutz empfohlenen Gesandten zu wachen — von der Staatsregierung. Nur diese kann einen Gesandtenmord in juristisch-technischem Sinne vollbringen, ebenso wie „Kindesmord“ nur von der Mutter begangen werden kann. Ist aber der Mord ein Privatakt, so liegt nur ein Mord von Gesandten vor und die Anklage, die man unter Umständen gegen die Regierung erheben könnte, ist von der des eigentlichen Gesandtenmordes so verschieden, wie etwa Mord von fahrlässiger Tödtung. Die Frage nun, ob der Rastatter Mord als Regierungshandlung dem Gebiete des Völkerrechts oder als Privatakt dem Strafrecht angehört, scheint uns endgültig beantwortet durch eine im Augustheft der Deutschen Rundschau veröffentlichte Abhandlung. „Der Rastatter Gesandtenmord“ von Professor Hermann Hüffer. Die erprobte Gewissenhaftigkeit dieses Gelehrten, dem bisher unbenutztes Material zu Gebote stand, bürgt dafür, daß die thatsächlichen Angaben richtig und die Schlüsse wohl erwogen sind. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnisse, daß ein Gesandtenmord im eigentlichen Sinne ausgeschlossen ist. Zunächst schildert er die Thätigkeit der französischen Gesandten in Deutschland überhaupt. Den völkerrechtlich ihnen gewährten Schutz mißbrauchend benutzten sie ihre Stellung, um die deutschen Staaten gegeneinander zu verheizen, für die republikanische Bewegung zu werben, militärische und politische Geheimnisse auszukundschaften und ihrer Regierung zu übermitteln. Das deutsche Reich, ein unbeholfener, zerfallender Koloß, dessen einzelne Glieder alle ihren eigenen und eigennütigen Kasten hatten, war ja nur zu geeignet für solche Wühlereien. Im österreichischen Hauptquartier hatte die Ahnung von der Spionenarbeit französischer Sendlinge tiefe Erbitterung hervorgerufen und es bestand über die Stellung und die Berechtigung dieser Gesandten zwischen dem Hauptquartier und der Regierung, die aus begründeter Furcht vor Repressalien mit energischem Vorgehen zauderte, eine Meinungsverschiedenheit. Nach dem durch die Abberufung des kaiserlichen Plenipotentiärs Rastatt nicht mehr als neutraler Kongressort gelten konnte, die österreichischen Militärbehörden sich nicht mehr verpflichtet, das dem Völker- und Kriegsrecht Hohn sprechende Treiben der Gesandten zu dulden. Ein unvorsichtig, in soldatischer Verbtheit abgefaßtes, von berechtigtem Grimme gegen das Treiben der Franzosen dikirtes Schreiben des Generalquartiermeisters Schmidt, eines allen Berichten nach durchaus edelbedenkenden, pflichtgetreuen und hervorragend befähigten Offiziers, veranlaßte bei der österreichischen Vorhut, die in der Nähe von Rastatt stand, Maßregeln, die Gesandten anzuhalten und ihre Akten zu durchsuchen, allem Anschein nach, um Beweise für die unstatthaften Kundschafterdienste zu erhalten. Statt, daß nun die Gesandten bloß angehalten und durchsucht werden sollten, wurden sie ermordet. Es liegt hier jetzt kein Anlaß vor zu der Annahme, das österreichische Militärbehörden vom Hauptquartier bis zum Oberst des Husarenregiments, der nach der Frevelthat augenfällig bestürzt und rathlos war, einen Befehl zum Morde gegeben hätten. Man hat sogar behauptet, die Mörder seien keine Szekler Husaren gewesen, und die gegen diese von dem Kriegsgericht eingeleitete Untersuchung führte auch zu einem freisprechenden Erkenntniß. Daß die Mörder aber in der That Szekler Husaren gewesen sind, läßt sich nicht wohl bestreiten; wahrscheinlich ist, daß der leidenschaftliche Brief des Generals Schmidt, dessen Wortlaut leider unbekannt ist, in einem der untern Offiziere den Entschluß hervorgerufen hat, ein ihm als moralisch gerechtfertigt erscheinendes Urtheil zu

vollstrecken, oder daß fremde Einflüsse, besonders der fanatische Haß der französischen Emigranten sich eingemischt haben. Ein Verdachtsmoment gegen die österreichischen Behörden liegt darin, daß die Untersuchung lässig betrieben wurde. Hüffer erklärt dies dadurch, daß sich den maßlosen, den Mord politisch ausbeutenden Anschuldigungen und Verheerungen der französischen Regierung gegenüber, der kein noch so drakonisches Urtheil genügt haben würde, zu keiner Rechtfertigung mehr verpflichtet glaubte; sodann wären durch eine unrasende Untersuchung recht peinliche Dinge, wie die geplante Durchsuchung der Gesandtschaftsakten, ans Tageslicht gebracht worden. Das Rastatter Ereigniß hat also, nachdem es als Privatakt erwiesen, seine größte Bedeutung verloren. Von dem Rastatter Morde gleitet unser Blick in die nächste Vergangenheit: hoffentlich wird die Geschichte über die scheußliche Hinfüchtung Stambulows sich nicht mit Vermuthungen begnügen müssen.

### Der Dolmetscher.

Eine französische Geschichte.

Ich war in den Justizpalast gekommen, um dort mit einem Advokaten über einen Prozeß zu sprechen, in den ich verwickelt worden war. Herr B., den ich mit der Führung desselben zu beauftragen gedachte, war an diesem Tage beim Civilgericht beschäftigt. „In einer Stunde stehe ich zu Ihren Diensten,“ sagte er mir, „wenn Sie sonst nichts zu thun haben, gehen Sie in die zehnte Kammer, ich werde Sie dort treffen.“ Ich nahm den Vorschlag an und begab mich in das Zuchtpolizeigericht. Die zehnte Kammer diente, wie man im Gericht so sagen pflegte, zur Prozeßstrafe der auf frischer That Ertraptten.“ Dort sah man, dicht gedrängt auf der Anklagebank, Greise, deren Kleider in Fetzen hingen, Mädchen mit müden Gesichtszügen, blasse Kinder. Die gegen sie erhobenen Anklagen waren Vagabondiren, Betteln und Trunkenheit. Sie desillustrierten mit einer erschreckenden Schnelligkeit vorbei: der Präsident befragte sie kurz, ließ den Polizeigagenten, der ihre Verhaftung veranlaßt hatte, ausfragen und sprach das Urtheil, ohne daß der Bezugszeit geübt hätte, sich zu erklären oder zu vertheidigen. Ein Gerichtsdienner führte dann denjenigen fort, dessen Sache eben erledigt worden war, während ein anderer einen neuen Angeklagten eintriet ließ. In einer Viertelstunde hatten sich die Insassen der Anklagebank vollständig erneuert. Jetzt befand sich auf derselben ein junges Mädchen von 18 oder 19 Jahren, welches nach den Anmerkungen des Gerichtsdienners auf dem äußersten Ende der Bank Platz genommen hatte, und vor welchem alle Verhafteten, je nachdem sie kamen, vorbeigehen mußten. Das war weder eine Bettlerin noch Vagabundin, sicerlich; ihre Kleidung war elegant, und es war ein sehr feines Battisttaschentuch, mit welchem sie ihr Gesicht bedeckte, vielleicht, um ihre Schmach zu verbergen, vielleicht auch, um sich vor den Ausdünstungen des Saales oder dem Geruch der Kleider ihrer Nachban zu schützen. Eine Bewegung, die sie machte, ließ mich ihre Blicke sehen: man hätte sagen sollen, das war einer dieser feinen Kupferfische, womit man die englischen „Keepsakes“ schmückt; sie war nicht nur hübsch, sondern in ihrem Gesicht war ein Ausdruck von Lieblichkeit und Keuschheit, welcher selbst am von der Umgebung abtath, in der sie sich befand. Welches Vergehen konnte man diesem Kinde vorwerfen? War sie mit einem alten eifersüchtigen Mann verheiratet und wurde das letzte Capitel des Liebelromans, welchen sie mit dem traditionellen Jugendfreund begonnen hatte, hier vor dem Zuchtpolizeigericht beendet? Nein, das konnte es unmöglich sein: die engelhafte Heinheit ihres Gesichtes strafe jeden derartigen Verdacht Lügen. Was denn sonst? Während ich mir noch den Kopf zerbrach, um die Ursache ihrer Verhaftung zu errathen, waren alle anderen Fälle erledigt worden. Sie war ganz allein auf der Anklagebank geblieben. Der Gerichtsdienner rief: „Mary Kingston“ und die junge Gefangene erhob sich. „Herr Präsident“, sagte der Staatsanwalt, „die Angeklagte ist eine Engländerin und versteht kein Wort Französisch, wir haben einen Dolmetscher bestellt, aber wir wissen nicht, ob er gekommen ist.“ Der Gerichtsdienner suchte vergeblich unter den Anwesenden, der Dolmetscher war nicht zu finden. „Der Gerichtshof kann nicht warten“, sagte der Präsident, „wir müssen den Fall aufschieben, es sei denn, daß im Zubörraum sich jemand befindet, der englisch versteht und die Funktionen eines Dolmetschers erfüllen kann und will.“ Ich hatte zwei Jahre in London zugebracht und sprach fließend Englisch; trotzdem hielt mich eine unvernünftige Scheu anfangs zurück, und erst als der Präsident seine Einladung wiederholte, entschloß ich mich, vor die Schranken zu gehen, um meine Dienste anzubieten. Ich mußte meinen Namen, Vornamen, meine Adresse und meine Profession angeben; ich versicherte alle Fragen des Präsidenten und alle Antworten der Angeklagten getreulich zu übersetzen und zu wiederholen, und dann begann durch meine Vermittelung das Verhör.

sein, hilflos, langte, kannte, fra- Reife- beher- wurde ch auf sigkeit. rufsig aufse- Fahr- Gott, Gande, blinder ußland wirft ihres rungen warme blick in ittit ge- ir ge- von Abland den zu Volks- hland, barnach über bildeten nicht enen be- unferen hat sich breitet, völlig r feste durch- eigen- Leute, irdigen Zu den gegen wie ört der als die schidial wickelte nreich, Böbel- ng in wpartes gegen Rastatt utischen pteppen d hob abends ten in Stadt r und re am Rhein eleitete



Mary Kingston war etwas älter als ich gedacht hatte; sie gab mir an, daß sie 22 Jahre alt sei, Lehrerin, und daß sie nach Paris gekommen sei, um eine Stelle zu suchen.

Nachdem ich diese Antwort dem Gerichtshof übermittelt hatte, beauftragte mich der Präsident, der Angeklagten zu sagen, daß man sie des Diebstahls beschuldige.

Sie war ganz starr vor Erstaunen und Entrüstung. Was, dieses Kind mit den engelreinen Zügen eine Diebin? Rimmermehr! Da lag ein grausamer, unerhörter Irrthum vor.

Getreu meiner Rolle, die ich übernommen hatte, mußte ich dennoch den Vorlaut der Anklage auf Englisch wiederholen. In einem großen Geschäft hatte man einer Käuferin ein Armband und eine mit Diamanten geschmückte Nadel, welche ihre Hutbänder zusammenhielt, gestohlen; die Dame hatte bemerkt, daß ein junges Mädchen ihr längere Zeit in dem Geschäft gefolgt war; sie hatte das Signalement von Mary Kingston gegeben, welche man auch fand und verhaftete, nachdem man bei ihr das gestohlene Armband gefunden hatte; wos aus der Diamantennadel geworden war, wußte niemand zu sagen.

Es war mir förmlich zu Mute, als ob ich mich entschuldigen müßte, als ich diese Einzelheiten der Angeklagten überlegte, welche heiße Thränen weinte und nicht einmal die Kraft hatte, Einwendungen zu machen.

„Man hat mich nicht gesehen,“ sagte sie mit von Schluchzen unterbrochener Stimme, „ich will nicht verurtheilt werden,“ und da sie mich zweifellos für einen ihr vom Gerichtshof zuertheilten Verteidiger hielt, fügte sie hinzu:

„Ach beschwöre Sie, retten Sie mich, ich will nicht verurtheilt werden.“

Sie würde mir nichts Besseres gewünscht haben, als sie zu retten, aber hatte ich nicht versichert getreulich die Antworten der Angeklagten zu wiederholen und zu überlegen? Müßte ich mich nicht streng an meine Rolle als Uebersetzer halten? „Meiner Treu, desto schlimmer!“ dachte ich, „es ist mir doch wohl erlaubt, ein wenig Ordnung in die Angaben dieser Unglücklichen zu machen und ihnen eine französische Wendung zu geben,“ und darauf wandte ich mich an den Präsidenten und erklärte, daß Mary Kingston ihre Unschuld behauptete und den Gerichtshof bat, sie nicht zu verurtheilen.

„Fragen Sie sie, wie sie die Anwesenheit des gestohlenen Armbandes in ihrer Tasche erklärt.“

Sie erklärte nicht, das arme Kind.

Sie weinte nur und begnügte sich, auf Englisch zu wiederholen: „Ich will nicht verurtheilt werden.“

„Aber“, sagte ich zu ihr, „glauben sie nicht, daß jemand dieses Armband in ihre Tasche gleiten ließ, um sich desselben zu entledigen?“

„Ja, ja“, antwortete sie, „sagen Sie das; jemand, der mir folgte.“

Sie erzählte dann den Richtern, daß Mary Kingston sich erinnerte, wie ein Unbekannter in dem genannten Geschäft ihr gefolgt sei und verschiedene Male sich ihr genähert habe; dieser Mann war ohne Zweifel der Dieb und er hatte wahrscheinlich das Schmuckstück in die Manteltasche des jungen Mädchens gleiten lassen, weil es ihm zu gefährlich schien, es bei sich zu behalten.

Diese Erklärung schien auf den Präsidenten einigen Eindruck zu machen; doch war er noch nicht ganz überzeugt und auf seinen Befehl stellte ich noch folgende Frage an die Angeklagte:

„Was thaten Sie in dem Geschäft? Man hat Sie dort mehrere Male gesehen und Sie haben nie etwas gekauft?“

Mary Kingston antwortete nicht soogleich.

„Beantworten Sie wohl“, sagte ich zu ihr, „die Beantwortung dieser Frage ist sehr wichtig: Sie gingen vielleicht aus Neugierde hin oder vielleicht mit der Idee, dort Landeute von Ihnen zu treffen, welche Sie erkennen würden, und die Ihnen eine Anstellung verschaffen könnten.“

„So ist es“, sagte sie endlich unter Thränen, die ihr liebliches Gesichtchen durchaus nicht häßlich machten, „sagen Sie, daß ich hingang, um Arbeit zu suchen.“

„Die Angeklagte“, erklärte ich hierauf, indem ich mich zum Gerichtshof wandte, „antworte, daß sie oft diese Geschäfte besuchte in der Hoffnung, dort englische Damen ihrer Bekanntschaft zu finden, welche ihr zur Erlangung einer Stelle behilflich sein könnten.“

Das Verböhr war zu Ende. Man vernahm noch einen Angestellten des Ladens, in welchem der Diebstahl begangen worden war, hierauf gab der Gerichtshof sein Urtheil ab.

Mary Kingston war freigesprochen.

„Ah, was thun Sie denn da?“ fragte mich mein Advocat, den ich vollständig vergessen hatte und der auf mich seit einigen Augenblicken gewartet hatte.

Sie erzählte ihm, wie der Zufall mich einer jungen und hübschen Angeklagten zum Dolmetscher gegeben hatte, aber ich wagte nicht, ihm den leisen Eingriff zu gestehen, den ich mir in die Amtsausübungen der Herren vom Gericht gestattet hatte.

Als ich das Gerichtsgebäude verließ, warf ich mir doch ein wenig die unangenehme Art vor, womit ich mein Versprechen behandelt hatte; aber meine Gewissensbisse wurden bald beruhigt durch die Genußthuung, daß ich eine gute Handlung vollbracht und einer Unschuldigen Gelegenheit gegeben hatte, sich zu rechtfertigen.

In der folgenden Nacht schlief ich sehr gut, was nach den Aussagen kompetenter Leute der Beweis eines ruhigen Gewissens ist, und ich würde wahrscheinlich nicht mehr an das Abenteuer gedacht haben, wenn ich nicht zwei Tage später bei meinem Concerge eine kleine Schachtel für mich gefunden hätte, begleitet von einem Brief, der im besten Französisch abgefaßt war und folgendenmaßen lautete:

Mein Herr!  
Ich habe mich Ihres Namens und Ihrer Adresse erinnert, die Sie vor dem Gerichtshof angegeben haben. Glauben Sie mir, Ihnen als Anerkennung Ihrer Gütigkeit bei meiner Vertheidigung bei folgendes Andenken anzubieten.

Achtungsvoll  
Mary Kingston.

„Armes Mädchen!“ dachte ich, „wahrscheinlich irgend eine kleine Handarbeit, welche sie sich besitt hat, für mich zu arbeiten.“  
Ich öffnete die Schachtel: sie enthielt eine mit Diamanten besetzte Nadel, wie die eleganten Damen sie gebrauchten, um ihre Hutbänder zusammenzuflicken.

### Allerlei.

**Die Wahnfinnige im Eisenbahnkoupee.** Ein Wiener Bankhaus-Proprietär, welcher in ein Seebad reiste, hatte jüngst auf der Strecke Wien-Köln a. N. ein seltsames Abenteuer zu bestehen. Als der Schnellzug in Alschaffenburg hielt, war es schon spät in der Nacht. Der Bankbeamte wurde durch das Aufstehen der aus dem Seitengang des Durchgangswagens in das Innere des Koupees mündenden Thür aus dem Schlummer geweckt und erblickte zu seinem nicht geringen Erstaunen eine elegant gekleidete und noch junge Dame, die sich reich und schüchtern in eine Sigette drückte. Dem Proprietär war diese Beeinträchtigung seiner Ungeirtheit nicht besonders angenehm; er zündete sich deshalb eine Zigarre an und dampfte mächtig. Aber die Dame rührte sich nicht. „Mit es Ihnen nicht zu rauchig hier?“ fragte der Proprietär. — „O nein, mein Herr! Ich ertrage Alles, Alles, wenn Sie mich bloß hier lassen!“ könnte es zaghaft zurück. Der Wiener stieg und betrachtete seine Reisegegenoffin aufmerksamer. Sie hatte ein schönes, bleiches Gesicht; goldblondes Haar quoll in anmuthig gruppirten Locken unter dem Strohhütchen hervor; die Händchen trugen rothbraune Handschuhe; ein goldenes Ketten-Armband umschloß das zarte Gelenk — die Reisende sah durchaus nicht verdächtig aus. Weshalb dann die sonderbare Aengstlichkeit?

„Sie könnten aber doch in das Damenkoupee,“ begann Herr U. wieder. — „O, ich danke — ich will hier bleiben!“ lam es in flehentlichem Tone über die schönen Lippen.

Eine längere Pause. Dann erschien der Kondukteur. „Mein Herr — ich muß nachgehen, denn ich erreichte in Alschaffenburg den Terrain einige Sekunden vor dessen Abfahrt. Ich will nach Köln reisen. Verschaffen Sie mir ein Billet.“ Der Schaffner entfernte sich.

Noch aufmerksamer als früher beobachtete der Wiener Bankbeamte sein vis-à-vis. Die Blondine rühte unruhig auf dem Siege hin und her und brach endlich in ein Schluchzen aus. Der Proprietär konnte nicht umhin, sich nach der Ursache ihrer seltsamen Erregung zu erkundigen.

„Ah, mein Herr!“ hauchte die Dame. „Sie werden Mitleid mit mir haben, mich nicht wieder in das Gefängnis zurückzuführen, aus welchem ich eben entflohen bin! . . . Es ist ein entsetzliches Haus, innerhalb dessen Mauern man mich wirklich dem Wahnsinne entgegenreisen lassen wollte! Gott, welcher weiß, daß ich nicht den Verstand verloren habe, sondern nur das Opfer der Händel der Familie meines verstorbenen Mannes geworden bin, Gott gab mir meine Freiheit wieder — und Sie, mein Herr, Sie werden nichts gegen den Willen des Allerhöchsten thun wollen! Ich besitze keinen Vermögen Geld. Mein Herr, bezahlen Sie mein Billet bis nach Köln und nennen Sie mir die Adresse, an welche ich die entsprechende Summe zurücksenden muß!“

Eine aus dem — Fremdenhaus Entsprungene! Der Proprietär war nicht angenehm überrascht. Er wendete seine ganze Beredsamkeit auf, um die Arme zu beruhigen; er sagte ihr seinen Schutz zu und bezahlte sogar ihr Eisenbahnbillet. Sie dankte ihm gerührt und wollte ihm sogar ihr Armband als Pfand geben, welches Anfinnen er jedoch entschieden zurückwies.

Der Zug fuhr in die nächste Station ein. Neue Passagiere kamen in den Wagen; ein Herr zeigte sich an der Schiebethüre. Da sprang die blasse Blondine mit einem Nschens auf und warf sich an die Brust des Proprietären. „Sie kommen, mich zu holen! Sie wollen mich zurückbringen in das fürchterliche Gefängnis — o, mein Herr — retten Sie mich!“ . . .

Der gute, alte Herr wußte sich nicht zu helfen. Er befand sich in einer vertheult unangenehmen Situation, als der zugekommene Passagier mit einem geschwäbelten: „Schön' guten Abend!“ in das Koupee trat. Da riß sich die eraltirte Frau plötzlich von dem Proprietären los und stürzte in den Durchgangskorridor des Wagens hinaus.

Mit einem erleichternden: „Gott sei Dank!“ fiel der Bankbeamte in die Sigetten zurück und erzählte seinem nunmehrigen Reisesollegen sein Abenteuer. Während die beiden Herren die „arme Märrin“ weidlich bedauerten, fiel es Herrn U. ein, nach der Uhr zu sehen. Aber Uhr und Goldkette waren weg und ebenso seine — Brieftasche.

Der Beibohlene merkte nun, daß in diesem Wahnfinne Methode lag, verschmerzte einen Betrag von über 200 Gulden und war froh, daß er sein Geldbuch und die Rundreisbillets in der Innentafel seiner Weste besser verwahrt hatte.